



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

7.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Daß das Deutsche Reich seine Aufgabe, den Frieden zu sichern, erfüllt hat, solange Bismarck seine Geschäfte führte, kann nur unwissende Verblendung oder gehässige Unredlichkeit bestreiten. Wer sein Ohr den Unwahrheiten verschließt, die von französischer Seite geschickt erfunden und geflissentlich verbreitet worden sind, wer dagegen die Tatsachen auf sich wirken läßt, kann sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß Bismarcks Absicht keine andere gewesen ist, als Frankreich die Verluste von 1870 vergessen zu machen und es mit dem Bestehen des Deutschen Reiches auszusöhnen. Daß auf das Ende des Krieges zunächst ein Zeitraum kaum verhehlter Feindseligkeit folgen würde, wird er erwartet haben; welchen Grad die Feindseligkeit erreichen würde, war nicht vorauszusehen. Wohl niemals in neueren Zeiten hat ein beendeter Krieg bei der besiegten Nation ein solches Maß tiefsten, bittersten Hasses hinterlassen. Für den französischen Patrioten war jetzt alles Deutsche schlechthin verfehmt, und da in Frankreich der Patriotismus als gesellschaftliche Pflicht anerkannt ist, geriet das Land unter einen förmlichen Terror des Deutschenhasses. Hochstehende Männer, Gelehrte, Dichter, die bis dahin geistigen Austausch mit Deutschland gelehrt und gepflegt hatten, verleugneten ihre Vergangenheit, kehrten Deutschland den Rücken, brachen wertvolle persönliche Beziehungen ab, wenn sie nicht gar in öffentlichen Schmähungen sich gefielen. Jahrelang konnte der Deutsche in Frankreich sich nur wie in Feindesland bewegen.

Die Politik des Deutschen Reiches hat darauf keine Rücksicht genommen. Ihre Losung hieß: Geduld haben, die Zeit ihr Werk tun lassen. Von der korrekten Art, mit der die pfandweise Besetzung französischen Gebietes von deutscher Seite gehandhabt wurde, legen die Akten ein vollgültiges Zeugnis ab. Als der unerhörte Fall sich ereignete, daß Sol-

daten der Besatzungstruppe ermordet und die Täter von den Geschworenen freigesprochen wurden, hat Bismarck auf Vergeltung verzichtet und sich mit einer halben Entschuldigung begnügt. Wie im entsprechenden Fall eine französische Regierung sich benommen haben würde, braucht man seit 1918 nicht mehr zu fragen. Nachdem die letzte Rate der Kriegsentschädigung schon 1873, zwei Jahre vor dem vertragsmäßigen Zeitpunkt, abgetragen war und der letzte deutsche Soldat Frankreich verlassen hatte, hörten auch die Reibungen auf, die bei keiner Besetzung fremden Bodens ausbleiben. Daß er in Berlin aufs freundlichste, ja mit ausgesprochener Zuvorkommenheit aufgenommen sei, konnte der erste Botschafter, den Frankreich nach dem Krieg entsandte, Vicomte Gontaut-Biron, selbst nicht leugnen.

Aber in Frankreich wollte man keine Versöhnung, und da es Tatsachen nicht gab, über die man sich hätte beschweren können, so erfand man sie. Mit einer solchen Erfindung hat man Glück gehabt. In der französischen Geschichtschreibung hat sich die Legende festgesetzt, und in einem Teil der Welt wird sie geglaubt, Deutschland habe schon 1875 wieder über Frankreich herfallen wollen, um zu verhindern, daß es durch militärische Rüstungen gefährlich werde. Der tatsächliche Kern dieser Fabel besteht in — zwei deutschen Zeitungsartikeln, in denen der Gedanke erörtert wurde, ob es nicht angezeigt sei, dem Kriege, zu dem Frankreich sich offenbar durch Vergrößerung seiner Armee vorbereite, mit sofortigem Angriff zuvorzukommen. Selbst wenn diese Artikel, wie es den Anschein hat, von Bismarck veranlaßt waren, so enthielten sie doch nur eine akademische Betrachtung, die in Paris höchstens als Warnung verstanden werden konnte und auch wohl so gemeint war. Sie enthielten zudem für die französischen Staatsmänner nichts Neues, denn Bismarck hatte zu Vertretern Frankreichs seit 1871 wiederholt so gesprochen. Neu war nur, daß es jetzt auch durch den Lautsprecher der Presse geschah. Wenn nun Zeitungsartikel schon eine Bedrohung wären, hätten Preußen und Deutschland angesichts dessen, was in Pariser Zeitungen stand, zwischen 1866 und

1870 und auch später noch manches Jahr keinen ruhigen Tag haben können. An eine wirkliche Bedrohung ihres Landes haben die französischen Staatsmänner im Jahre 1875 auch nicht geglaubt, aber sie waren geschickt genug, den nicht sehr glücklichen publizistischen Wink an den Höfen von Petersburg und London zum Ausgangspunkt einer Intrige zu machen, die Deutschland als mutwilligen Störer des europäischen Friedens und die beiden neutralen Mächte als Schutzengel des unschuldigen Frankreich erscheinen ließ. Daß Bismarck damals nicht im entferntesten an Krieg gedacht hat, ist erwiesen, und die Ränke, mit denen der französische Minister gearbeitet hat, um seinen Zweck zu erreichen, sind von dem Geschichtschreiber des modernen Frankreich, Gabriel Hanotaux, offen dargestellt worden. Trotz allem gehört der geplante Überfall von 1875 zum eisernen Bestand der Beschuldigungen, die von französischen Politikern und Schriftstellern immer wieder gegen Deutschland erhoben werden. Es ist einer der Fälle, die einem den Zweifel erwecken können, ob wissenschaftliche Erkenntnis imstande sei, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Die Wahrheit ist, wie überall, einfach. Weder hat Bismarck daran gedacht, Frankreich mit Krieg zu vorzukommen, noch hat er es diplomatisch dauernd isolieren wollen. Seine Politik war nach 1870 genau dieselbe wie vor diesem Jahr. Er rechnete mit der Möglichkeit eines französischen Angriffs, einer Möglichkeit, die sehr greifbar wurde, seit Frankreich zur allgemeinen Wehrpflicht nach preußischem Muster übergegangen war; aber er hoffte, ihn zu vermeiden und mit der Zeit zu dauernder Verständigung und womöglich zu festem Bündnis mit dem Nachbar zu kommen. Darum sorgte er dafür, daß Deutschlands Rüstung der französischen überlegen bleibe. Richtschnur war ihm der Ausspruch Moltkes (1874): „Was wir in einem halben Jahr mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen werde.“ Aber gleichzeitig bemühte er sich um möglichst gute Beziehungen und vermied alles, was Frankreich in der Verfolgung seiner Interessen stö-

ren konnte, ja, er unterstützte es, wo er vermochte. In diesem Bestreben konnte die Befestigung der Republik in Frankreich ihn nur ermutigen. Die Männer, die seit 1877 nacheinander an die Spitze der französischen Regierung gelangten, schienen seine Absichten zu verstehen und auf sie eingehen zu wollen, und so bildete sich ein Verhältnis, das mehr als korrekt, das freundschaftlich, fast vertraulich genannt werden darf. Es gab Zeiten, in denen kein anderes Land außer Österreich-Ungarn dem Deutschen Reich politisch so nahe stand wie Frankreich.

Dabei befanden sich beide Teile gut. Deutschland genoß alle Vorteile eines dauernden Friedens, es konnte durch das Bündnis mit Österreich das Werk der Reichsgründung ergänzen; Frankreich aber blieb in seiner inneren Entwicklung ebenso ungestört wie im Ausbau seines Kolonialreichs. Es sind die Jahre, wo Tunis (1881), der Sudan, der Kongo, Madagaskar und Indochina (bis 1885) erworben werden. Bismarck hätte es nicht schwer gehabt, die Befestigung der republikanischen Staatsform zu hindern. Die Bonapartes bemühten sich um seine Unterstützung, sie waren bereit, sie durch ein Bündnis mit Deutschland zu erkaufen. Noch leichter wäre es gewesen, die Eroberungen in Afrika und Ostasien zu durchkreuzen. Bismarck hat das Gegenteil getan, er hat sie erleichtert. Seine Absicht war, den Franzosen zu beweisen, daß die Gründung des Deutschen Reichs für sie keine Bedrohung sei, und sie für den Verlust von Elsaß und Lothringen in jeder andern Richtung zu entschädigen. Nicht nur durch koloniale Erwerbungen; er war bereit, der französischen Nation „die Stellung einer zivilisatorischen Vormacht in der romanischen Welt sowohl wie außerhalb Europas“ und insbesondere die Vorherrschaft im Mittelmeer einzuräumen. Er hoffte, man werde in Frankreich am Ende doch zu der Einsicht gelangen, daß „ein befreundetes Deutsches Reich mit 45 Millionen Einwohnern nützlicher“ sei und mehr zu bedeuten habe „als eine Million Elsaß-Lothringer“.

Wie immer, wenn er große Gedanken verfolgte, hat Bismarck auch in diesem Fall die Künste der Heimlichkeit ver-

schmäht. In den Berichten des französischen Botschafters spiegelt sich durchaus das gleiche Bild seiner Politik, wie es die deutschen Geheimakten zeigen. Mit vollendeter Offenheit hat er zu den Franzosen gesprochen: von der Genugtuung, die ihre Eigenliebe fordern dürfe, von seinem Bestreben, ihnen Unterpfänder zu geben, von seinem Wunsch, so weit zu kommen, daß sie Sedan vergäßen, wie sie Waterloo vergessen hätten. Der deutsche Botschafter in Paris wird angewiesen, ihnen zu sagen: „Nur auf deutsche Eroberungen braucht Frankreich zu verzichten, um uns befreundet zu bleiben.“ Dasselbe hört der französische Vertreter in Berlin von Bismarck selbst: „Verzichten Sie auf die rheinische Frage, so werde ich Ihnen helfen, an allen andern Punkten die Entschädigungen zu erlangen, die Sie wünschen können!“

Die Annäherung an Frankreich bildet einen Teil des großartigen Gesamtplanes, den Bismarck damals verfolgte und der wohl sein Lieblingsgedanke gewesen ist: Zusammenschluß Deutschlands, Englands und Frankreichs, ergänzt durch das deutsch-österreichische Bündnis, als geschlossene Front gegen Rußland. Auf dem Berliner Kongreß hatte sie sich zu bilden begonnen, die Festsetzung Frankreichs in Tunis und Englands in Ägypten waren ihre ersten Früchte. Daß Bismarck diese Erwerbungen begünstigt habe mit dem Hintergedanken, die beiden Westmächte dauernd zu entzweien, wie man oft behauptet hat, ist nachweislich falsch. Im Gegenteil, er wünschte die Gemeinsamkeit zwischen ihnen durch ihre gleichzeitige Ausbreitung im Mittelmeer zu fördern und war enttäuscht, als dieser Plan, der unter dem Ministerium Lord Beaconsfields so aussichtsreich erschienen war, nach dessen Sturz und unter den ungeschickten Händen liberaler Minister fehlzuschlagen begann. Als sich gleichzeitig auch zwischen Deutschland und England Reibungen einstellten, griff er auf den Gedanken zurück, den ihm Napoleon III. 1857 entwickelt hatte, und setzte ihn den Franzosen lebhaft auseinander: den veralteten Begriff des europäischen Gleichgewichts zu ersetzen durch ein Gleichgewicht auf dem Meere, in dem Frankreich an der Spitze der kleineren Kriegsflotten

die Führung haben und dessen Kern ein deutsch-französisches Bündnis bilden solle, nicht um England zu bekämpfen, aber um ein Gegengewicht gegen seine Alleinherrschaft zu Wasser zu schaffen, kraft deren es glaube, den Interessen anderer keine Rücksicht zu schulden.

Daß diese Politik vollkommen ehrlich und offen war, bezeugt der französische Botschafter, dem Bismarck in den ersten Tagen des Jahres 1879 die amtliche Erklärung abgab — er war bereit, sie auf Wunsch schriftlich zu wiederholen —, er lege den größten Wert auf gute Beziehungen zwischen Frankreich und England als eine der besten Voraussetzungen des europäischen Friedens. Anderthalb Jahre später, zu der Zeit, als Frankreich nach Tunis ging, nimmt derselbe Diplomat, Graf St. Vallier, sich die Mühe, in einem langen Bericht die Vorurteile und den Argwohn derer zu widerlegen, die Bismarck nicht kennen und ihm darum „machiavellische“ Ränke zuschreiben, als ob er darauf ausgehe, Frankreich aus Feindseligkeit oder Rachsucht Fallen zu stellen. So kleinlich sei Bismarck nicht; er handle lediglich im deutschen Interesse, wenn er gegen Frankreich zuvorkommend sei. Der Franzose hat Bismarck richtig verstanden, wie auch der englische Botschafter Odo Russell bestätigt, der im Januar 1883 meldet, Bismarck wünsche die „Allianz“ zwischen England und Frankreich und zugleich intime Beziehungen zwischen England und Deutschland. Bismarck selbst aber hat noch 1884, als sein Verhältnis zu England nicht mehr das beste war, seinem Sohn die Weisung gegeben: „Wir haben mit Frankreich das gleiche Interesse, daß ein Bruch mit England und namentlich ein Krieg mit England verhütet werde. Ein französisch-englischer Krieg würde für uns, auch wenn wir unbeteiligt blieben, eine ähnliche Kalamität sein wie ein russisch-österreichischer.“

Die Art der deutsch-französischen Beziehungen in diesen Jahren tritt ins hellste Licht, wenn man sieht, mit wie weitgehender Offenheit Bismarck die französischen Botschafter ins Vertrauen zieht. Er hat sie gelegentlich so tief in seine Karten blicken lassen wie kaum einen andern Ausländer.

Über seine Politik gegenüber Rußland und Österreich hat er in der Krisis des Sommers 1879 dem Grafen St. Vallier vollen Aufschluß gegeben und ihn in den Plan des Bündnisses mit Österreich-Ungarn schon Ende Juni, ein Vierteljahr bevor es geschlossen wurde, eingeweiht. Noch weiter ging er 1885 gegenüber dem Baron Courcel, als eine ernste Erkrankung des alten Kaisers einen Regierungswechsel in Aussicht stellte. Er warnte den Franzosen geradezu vor der ausgesprochen englischen Richtung, die der neue Herrscher einschlagen werde und auf die Frankreich sich beizeiten einrichten solle. Auch das Bündnis mit Italien, das Bismarck 1882 schloß, widerspricht seiner franzosenfreundlichen Politik nur scheinbar. Es bezog sich lediglich auf den Fall eines französischen Angriffs und hatte in der Hauptsache den Zweck, Österreich bei Verwicklungen mit Rußland vor einem italienischen Angriff zu schützen. Erst bei seiner Erneuerung 1887 erhielt es eine Spitze gegen Frankreich; inzwischen aber hatten die Verhältnisse sich vollständig geändert.

Will man Bismarcks Haltung gegenüber Frankreich in diesen Jahren richtig kennzeichnen, so gibt es nur einen Ausdruck: er hat um Frankreich geworben.

Auf der Gegenseite ist das verstanden worden, und es gab Augenblicke, wo man meinen konnte, es werde auch erwidert. Graf St. Vallier ließ schon in den Anfängen seiner Berliner Wirksamkeit einmal das Wort fallen, er spreche nicht von Bündnis, denn das wäre nach seiner Ansicht — er brauchte den deutschen Ausdruck — „verfrüht“. Wie er sich bemühte, Bismarck gegen den Verdacht hinterhaltiger Absichten in Schutz zu nehmen, haben wir schon gesehen. Er hat es mehr als einmal getan. Sein Nachfolger, Baron Courcel, sah die Dinge ähnlich an. Ein Bewunderer der staatsmännischen Meisterschaft des deutschen Kanzlers, bezeugte auch er dessen ehrlichen Willen. „Er will uns an seiner Seite haben und tut sein Möglichstes, uns zu beweisen, daß er ein guter Kamerad ist.“ Courcel war auch einsichtig genug, zu bekennen, und ehrlich genug, in einem Bericht, der gekannt zu werden verdient, auszusprechen, daß der Krieg niemals das Ziel Deutschlands

sei: „Es hält sich stets zu ihm bereit, aber es liebt ihn nicht und nimmt ihn nur auf sich, wenn er ihm als notwendig hingestellt wird. Diese in ihrem Wesen militärische und disziplinierte Nation ist gar nicht kriegerisch. Ziemlich gleichgültig gegen den Ruhm, hat sie eine Vorliebe für greifbare Dinge, und wenn sie diese ohne Blutvergießen bekommen kann, zieht sie den friedlichen Erfolg allem Schlachtenruhm bei weitem vor.“

Die Botschafter in Berlin standen mit ihrer Auffassung nicht allein, andere gingen wohl noch weiter. Sämtliche Minister, die Frankreichs Außenpolitik zwischen 1877 und 1885 geleitet haben, haben sich beeifert, ihre freundnachbarliche Gesinnung zu betonen, gelegentlich auch ihre Dankbarkeit für die erfahrene Unterstützung auszusprechen. Als Herbert Bismarck im Herbst 1884 in Paris verhandelte, bekannten sich die Politiker, mit denen er zusammenkam, alle sehr entschieden als Anhänger des Einvernehmens mit Deutschland. Es sei Zeit, daß der Alpdruck für Deutschland und Frankreich ein Ende nehme. Der Ministerpräsident Jules Ferry erklärte: „Ich weiß, daß Fürst Bismarck uns stets ehrlich und wohlwollend behandelt hat, und ich habe auch jetzt das vollste Vertrauen zur deutschen Politik.“ Es fanden sich sogar Stimmen, die dafür eintraten, daß Frankreich die Vergangenheit vergessen und das Bündnis mit Deutschland schließen solle. Der Kriegsminister im Kabinett Ferry, General Campenon, behauptete dafür zu arbeiten, denn, „das würde“, meinte er, „Frankreich mit einem Schlage seine frühere Weltstellung wiedergeben. Frankreich und Deutschland vereint würden die Welt beherrschen.“ Ähnlich äußerte sich Camille Barrère, der später eine so hervorragende Rolle gespielt hat, damals Gesandter in Kairo: es werde wohl noch geraume Zeit dauern, bis das Bündnis geschlossen sei, das stärkste auf der Welt und das beste für die gesamte Welt; aber man sei auf dem Wege dazu. Alle urteilsfähigen französischen Staatsmänner, behauptete er, dächten ebenso. Sogar Gambetta, der doch 1870 den Volkskrieg entfacht und geleitet, der unmittelbar nach dem Friedensschluß die Losung ausgegeben hatte:

Haller, Tausend Jahre ... 13

„Immer daran denken, nie davon sprechen“, dessen ganze öffentliche Wirksamkeit um diesen Gedanken kreiste, der Bismarck das „Scheusal“ nannte und in ihm seinen einzigen wirklichen Gegner sah — sogar Gambetta muß einige Zeit mit dem Plan einer Annäherung gespielt haben. Schon 1877 wurde sein Besuch in Varzin erwartet, 1879 ließ er nochmals wegen einer Begegnung bei Bismarck anfragen, der sehr entgegenkommend antwortete, und im Sommer 1881, als er selbst auf deutschem Boden weilte, trug er sich mit der gleichen Absicht. Warum sie stets unausgeführt blieb, ist nicht ganz klar. Es scheint, daß Rücksichten der inneren Politik den ehemaligen Kriegstribunen abhielten. Er wird gefühlt haben, daß im Kampf der Parteien in Frankreich die kriegerische Losung die zugkräftigere sei, und anstatt sich mit Bismarck auszusprechen, hielt er am 6. August 1881 die berühmte Rede, in der er von der „immanenten Gerechtigkeit“ der Geschichte sprach.

Inwieweit die französischen Staatsmänner an das glaubten, was sie sagten, wenn sie von Verständigung und Bündnis sprachen, wird niemals festzustellen sein. Zu größtem Mißtrauen ist man jedenfalls berechtigt, wenn man die Vorbehalte liest, die sie im stillen und untereinander machten. Man ist erstaunt, sogar den Botschafter Courcel, der doch die friedliebende Natur des deutschen Volkes so richtig erkannt hatte, der im Herbst 1884 sich so erfreut über den Abschluß eines deutsch-französischen Einvernehmens aussprach — wenn man denselben Herrn schon zwei Monate später an Ferry schreiben sieht: „Sollten wir Bismarcks Wunsch erhören, Sedan zu verzeihen, wie wir Waterloo verziehen haben, so könnte vielleicht ein Nachfolger Bismarcks sagen: Ich wünsche, daß ihr mir eine weitere Niederlage und Verstümmelung verzeiht, wie eure Väter Sedan verziehen haben!“ Eine ärgere Verkennung der Möglichkeiten und Grenzen deutscher Politik ist nicht denkbar. Was in aller Welt hatte Deutschland von Frankreich zu begehren, wenn ihm Elsaß-Lothringen gelassen wurde, Deutschland, das schon diese Eroberung nur widerstrebend, lediglich um der eigenen Sicherheit willen vollzogen hatte und

damit — nach Bismarcks Ansicht — vielleicht zu weit gegangen war? Wenn der Botschafter, der in stetem Verkehr mit Bismarck die beste Gelegenheit hatte, sich ein richtiges Urteil zu bilden, so weit abirrte, so wird man annehmen müssen, daß die andern französischen Staatsmänner, die von Versicherungen guter Nachbarschaft und freundschaftlicher Beziehungen überflossen, im Herzen ebensowenig daran gedacht haben, das Geschehene als endgültig anzuerkennen und die vollendeten Tatsachen von 1815 und 1871 hinzunehmen. Wenn einmal der Schriftwechsel zwischen der französischen Regierung und ihren Botschaftern vollständig bekannt sein wird, so wird man darüber urteilen können. Einstweilen spricht alles dafür, daß die halbamtliche Darstellung recht hat, die behauptet, keiner der französischen Außenminister bis 1885 habe die deutsch-französische Verständigung anders aufgefaßt als Courcel, der einmal als sein Programm die Sätze hinstellt: Die Gegenwart friedlich gestalten, die Zukunft offen halten und die elsässische Frage nie berühren, weil man auf diesem Boden niemals einig werden könnte!

*

Gegen Ende 1884 schienen die Beziehungen enger als je. Aber noch war kein Jahr vergangen, da war es aus damit.

Daß nach französischer Ansicht Bismarck hieran schuld sein muß, versteht sich von selbst; daß das Gegenteil richtig ist, ergibt sich aus den Tatsachen. In der Vorgeschichte des Weltkriegs, die der französische Senat im Jahre 1919 hat anfertigen lassen, gibt der Verfasser, Georges Pagès, sich alle erdenkliche Mühe, Deutschland als den Störenfried hinzustellen, der die Fortdauer des Einverständnisses unmöglich gemacht habe. Eine Kette von Kränkungen und Herausforderungen für Frankreich soll das Jahrzehnt von 1875 bis 1885 gewesen sein. Worin bestanden sie? In nicht näher bezeichneten Zeitungsartikeln bei Annahme des deutschen Heeresgesetzes 1880 und beim Abschluß des Dreibunds 1883 (die französische Regierung hat davon offenbar nichts gemerkt,

da sie gerade damals in besten Beziehungen zu Deutschland stand; von der französischen Presse dieser Jahre scheint der Verfasser nichts zu wissen). Sodann in den großen Manövern, die im Elsaß 1883 in Anwesenheit des Königs von Spanien und eines türkischen Feldmarschalls abgehalten wurden (daß der König auf der Rückreise in Paris öffentliche Beleidigungen deswegen erfuhr, spielt natürlich keine Rolle). Ferner in der Enthüllung des Denkmals im Niederwald (wie steht es mit dem umflorten Standbild von Straßburg auf einem öffentlichen Platz in Paris?). Schließlich bringt Pagès es fertig, sogar die Rede Gambettas mit der Losung der Rache unter den feindseligen Handlungen Deutschlands aufzuzählen. Wer nicht gänzlich vom Vorurteil geblendet ist, wird einsehen, daß ein Urteil falsch sein muß, das nur mit solchen Beweismitteln gestützt werden kann. Andere stehen nicht zur Verfügung.

Die Wahrheit ist, daß im Laufe des Jahres 1885 eine entscheidende Wendung in der auswärtigen Politik Frankreichs sich vollzog. Die wachsende Spannung in den Beziehungen zu England, die sich hauptsächlich aus der ägyptischen Frage entwickelte, hatte das Land vor die Wahl gestellt, entweder noch engere Anlehnung an Deutschland zu suchen oder in der kolonialen Ausbreitung innezuhalten. Man wählte das Zweite.

Volkstümlich war der Gedanke der ehrlichen Aussöhnung mit Deutschland niemals gewesen. Im stillen mag er wohl mehr Freunde gehabt haben, als es den Anschein hatte, laut äußern durfte man ihn auch in den Zeiten nicht, wo die Regierung mit Deutschland ging. In der Öffentlichkeit herrschte unerbittlich die Losung der „Revanche“. Um sie ganz zu verstehen, müßte man wohl Franzose sein. Wie oft haben andere Staaten Kriege verloren und Provinzen aufgegeben, ohne dadurch sich in ihrer Ehre verletzt zu fühlen! Was an einer Stelle eingebüßt ist, kann an einer andern mit Zinsen eingebracht werden. Keinem Vernünftigen ist es eingefallen, das englische Volk für ehrvergessen zu halten, weil es seine verlorenen Kolonien in Nordamerika aufgegeben hat. Dreißig Jahre nach dem unglücklichen Kriege ist es mächtiger

gewesen als je, hat es die Vormacht in der ganzen Welt erungen. Italien hat seine Einheit erlangt, indem es alten Besitz opferte, Deutschland die seine unter Verzicht auf Millionen deutscher Volksgenossen. Für Frankreich allein gilt ein Krieg als entehrend, wenn er mit einem Gebietsverlust endet, es kennt weder Verzicht noch Entschädigung, es kennt nur das Gesetz der „Revanche“. Sie war nach 1870 nichts Neues. Bis 1866 hatte die bald lärmende, bald stille Losung gelautet „Revanche für 1815“, nach 1866 hieß sie „Revanche für Sadowa“. Hier verrät sich, was der innerste Kern des Gedankens ist. 1866 hatte Frankreich nicht einen Fußbreit und nicht eine Seele verloren, es hatte am Kriege gar nicht teilgenommen, und doch kochte das Land vor „Revanche“-lust. Es hatte seine Vormachtstellung eingebüßt und wollte sie wiederhaben. Nach 1870 war es nicht anders. Vor der Öffentlichkeit sprach man von der Ehrenpflicht, die unterjochten Provinzen zu befreien, die französisch sein und bleiben wollten; im stillen dachten die Wissenden an mehr: Wiedereroberung der gebietenden Stellung auf dem Festland Europas, in der man das Vermächtnis der eigenen Vergangenheit sah. Dafür gab es keinen Ersatz, es gab nur — die „Revanche“.

Damit ist gesagt, daß das Verlangen einzig durch Krieg gestillt werden konnte. Rückgabe abgetretener Provinzen kann auch im Frieden erreicht werden, Umkehrung bestehender Machtverhältnisse ist nur mit den Waffen zu erzwingen. In diesem Fall bedeutete das die Vernichtung des Deutschen Reiches als Großmacht.

Die Geschichte der „Revanche“ nach 1870 ist noch nicht geschrieben und wird vermutlich nie geschrieben werden. Ein Fremder kann sie nicht schreiben, und ein Franzose wird es nicht tun. Daß Gambetta ihr Vater ist, berührten wir schon, nach seinem Tode übernahm die Führung der als Redner und Dichter hochbegabte Paul Déroulède mit dem „Patriotenbund“ (1882), einer Nachahmung des deutschen „Tugendbundes“ aus der Zeit der Franzosenherrschaft. Der Bund, der schon mit seinem Namen andeutete, daß zwischen Patriotismus und „Revanche“ kein Unterschied bestehe, hatte

sich ganz offen die Eroberung Elsaß-Lothringens zum Ziele gesetzt und arbeitete dafür mit einem Feuereifer und einer Regsamkeit, die ihresgleichen suchen. Wie stark er wirklich war, ist schwer festzustellen. Ziffern beweisen da nicht viel, sie zeigen nur, welche Anstrengungen gemacht wurden. Auch die 3 Millionen Franken, die der Bund in 4 Jahren ausgab, die 300 Vorträge, die er halten ließ, die 300 000 Schriften, 100 000 Denkmünzen und 10 000 Bilder, die er verteilte, und die 800 000 Mitglieder, die er damit warb, geben noch keinen Maßstab für die Tiefe der Bewegung. Der Lärm, den eine Gruppe verübt, ist keine Probe ihrer Kraft. Was die „Revanche“ im politischen Leben wirklich bedeute, hing davon ab, was sie erreichte. Gleichviel, ob sie den Willen der Mehrheit ausdrückte oder nicht: wenn es ihr gelang, die Politik der Regierung sich zu unterwerfen, so war sie Frankreich.

Es ist ihr gelungen. Seit drei Jahren liefen die Kreise des „Patriotenbundes“ Sturm gegen die deutschfreundliche Richtung der Regierung, 1885 brachte ihnen den Sieg. Nicht mit einem Schlage vollzog sich die Wendung. Das erste Zeichen war, daß am 30. März das Ministerium Ferry wegen eines belanglosen Mißerfolgs in Tonkin durch einen künstlich erregten Volksauflauf unter dem Geschrei „Nieder mit dem Preußen!“ gestürzt wurde. Vorsichtig wurde die neue Richtung angedeutet in einer Erklärung Freycinets im Oktober des Jahres: „Frankreich müsse seine Kräfte auf den Kontinent versammeln.“ Deutlicher sprach er im Januar 1886 von der Liebe der Nation zu „einem Frieden, der ihrer Würde keinen Eintrag tut und ihr nicht das Opfer eines ihrer Rechte kostet“. Ohne einen Zwischenfall hervorzurufen, konnte nicht deutlicher gesagt werden, daß das Ziel der französischen Politik die Aufhebung des Frankfurter Friedens sei. Hatten die bisherigen Regierungen immer geschwankt, wie weit sie in der Anlehnung an Deutschland gehen sollten, so hörte das jetzt auf. Die Auffassung war durchgedrungen, der Edmond About im Herbst 1884 Ausdruck gegeben hatte: „Welche Vorteile immer uns eines Tages raten könnten, das deutsche

Bündnis zu suchen oder anzunehmen, wir können es nicht! Die Geschichte würde uns geißeln als ein Volk von Tröpfen (*pleutres*) . . . Welchen Köder man uns auch hinhalten mag, ob man uns sogar eines schönen Tages die verführerische Gelegenheit böte, den Engländern den hundertsten Teil dessen heimzuzahlen, was sie uns Übles getan haben, nehmen wir nichts an, um nichts versprechen zu müssen!“

So war es denn aus mit der deutsch-französischen Verständigung. Es kamen die glänzenden Tage des „Patriotenbundes“. Seine schönste Blüte stellt General Boulanger dar. Weil man in ihm den Feldherrn und Sieger im demnächstigen Kriege sah, den „General Revanche“, wie er in einem Volkslied hieß, konnte er, der nichts weiter besaß als eine eindrucksvolle Erscheinung und den Ruf eines fürsorglichen Soldatenvaters, „dieser General aus dem Tingeltangel“, wie Ferry, „dieses Vieh von einem Demagogengeneral“, wie der Präsident Grévy ihn nannte, in kurzem der Held des Volkes werden und Frankreich zweimal dicht an den Rand des Krieges führen.

Von dem Zustand, der in jenen Jahren in Frankreich herrschte, kann man sich aus der Ferne kaum mehr eine richtige Vorstellung machen. Man muß die Zeit erlebt haben, als es für Deutsche gefährlich war, in Frankreich erkannt zu werden, als der Präsident der Republik dem deutschen Botschafter für sein Fernbleiben von einer Parade dankte und man jeden Morgen die Zeitung in der Erwartung eines neuen Falles französischer Deutschenhetze aufschlug. Herbert Bismarck trug nach seiner Art die Farben dick auf, hatte aber im Grunde nicht unrecht, wenn er dem französischen Botschafter ins Gesicht sagte, Frankreich sei das ungastlichste aller zivilisierten Länder, und ein Deutscher sei dort weniger sicher als in Afrika und auf den Südseeinseln. „Vielleicht“, meinte er ironisch, „werden wir uns schließlich vertragen, wenn eines Tages eine chinesische Mauer unsere ganze Grenze schützt.“ Auch der russische Diplomat Fürst Lobanow, der in Frankreich wie zu Hause war, urteilte damals, das einzige Gefühl, das die Menschen dort noch zu entflammen vermöge, sei der Rachedurst gegen Deutschland.

Niemals hätte die französische öffentliche Meinung sich so weit gehen lassen, hätte sich nicht in eben jenen Jahren eine Aussicht eröffnet, die allerdings, wenn sie zur Wirklichkeit wurde, alles in anderm Lichte erscheinen ließ. Durch die Verbindung mit Österreich-Ungarn war das Deutsche Reich zu seinem östlichen Nachbar in einen Gegensatz geraten, den zu beseitigen schließlich keine Diplomatie mehr vermochte. Was das für Frankreich bedeutete, wenn es die Rache von 1870 sich zur Losung nahm, liegt auf der Hand. Die Zeiten der Vereinsamung waren vorbei, wenn man wollte. Man hat sich in Paris nicht sofort entschlossen, die Gelegenheit zu benutzen. Zwischen der Republik und dem Zaren bestand eine Kluft, in den Augen mancher Franzosen waren die Gegensätze zu groß, Gegensätze der Staatsform, der gesamten staatlichen Weltanschauung, aber auch bestimmter Interessen in der Orientalischen Frage. Noch 1879 war ein russischer Fühler in Paris unerwidert geblieben, und solange Präsident Grévy an der Spitze des Staates stand, der unmittelbar nach dem Kriege den jungen Elsässern, die ihn aufsuchten, geraten hatte, alle Hoffnung aufzugeben und die Vergangenheit zu vergessen, gab es wohl geräuschvolle Kundgebungen, aber keine Annäherung zwischen den Regierungen. Erst Grévys Sturz (1887) machte die Bahn dafür frei. An die Stelle der früher so sorgsam gepflegten Beziehungen zum Deutschen Reich trat jetzt das Werben um das russische Bündnis. Dabei ließ man von Anfang an das volle Orchester der öffentlichen Meinung spielen. Die Schwärmerie für Rußland und Russisches, am meisten für russische Uniformen, wurde zur Mode erhoben und den Russen in einer Weise geschmeichelt, daß es, wie Fürst Lobanow sagte, ordentlich widerwärtig anzusehen war. Ermutigungen von der Gegenseite blieben nicht aus, und hüben wie drüben entstand eine Stimmung, die sich bald nicht nur in vorlauten Tischreden von Generälen und jugendlichen Großfürsten äußerte. Schon 1888 konnte der russische Botschafter in Berlin zu seinem französischen Kollegen bemerken: „Damit unsere Völker sich vereinigen, bedarf es keines förmlichen Bünd-

nisses. Am Tage der Gefahr wird jedes von ihnen schon wissen, wo es seine Freunde findet.“ Es war erreicht, was Gambetta schon heimlich gehofft hatte, und der Tag schien nahe, wo man — nach seinem Ausspruch — „den Deutschen die Kosaken und Tataren in den Rücken hetzen werde“. Zu gleicher Zeit knüpften sich die finanziellen Bande, die Frankreich an Rußland mit den Jahren immer fester ketten sollten. Seit 1887 wurde die Pariser Bankwelt der Brunnen, aus dem Rußland immer neuen Goldregen pumpen durfte, um seine Volkswirtschaft, aber auch seine Rüstung zu entwickeln. Die feindlichen Nachbarn Deutschlands hatten sich gefunden.

Bismarck hat aus der veränderten Lage die Folgerungen sogleich gezogen. Der Sieg der „Revanche“politik, der im Herbst 1885 in den Parlamentswahlen und andern Tatsachen unverkennbar hervortrat, überzeugte ihn, daß Frankreich nicht zu gewinnen sei. „Fünfzehn Jahre freundlichen Entgegenkommens auf jedem Gebiet der Politik mit alleiniger Ausnahme des Elsaß“ waren umsonst gewesen — „verloren Liebesmüh“, sagte später Herbert Bismarck; sie hatten schließlich nur die „Revanche“ ermutigt. Seitdem war der Gedanke der Verständigung zurückgestellt, auf deutsche Unterstützung konnte Frankreich nicht mehr rechnen. Als es sich wieder einmal in der ägyptischen Frage darum bemühte, erfuhr es eine kalte Abweisung. Der Pariser Weltausstellung von 1889 blieb Deutschland trotz dringender Bitten fern.

Zu größter Wachsamkeit nötigte vollends die beginnende russisch-französische Annäherung. Überrascht hat sie Bismarck gewiß nicht, der schon dreißig Jahre früher das Bündnis zwischen Rußland und Frankreich das natürlichste von der Welt genannt hatte. Zu Baron Courcel soll er einmal geäußert haben, beim ersten Anzeichen einer solchen Verbindung würde er Frankreich den Krieg erklären. Das kann nur eine Drohung gewesen sein, die abschrecken sollte. Im Frühjahr 1887 wäre Anlaß gewesen, sie wahrzumachen. Von Osten, aus der bulgarischen Frage, stieg die Gefahr herauf, und niemand konnte im Zweifel sein, daß Frankreich, wo gerade

Boulangier am Ruder war, die Gelegenheit zur Erfüllung der „Revanche“ benutzen würde. Ob der Friede erhalten blieb, hing von Bismarck ab, und er scheint einen Augenblick geschwankt zu haben. Die militärischen Aussichten einer blutigen Abrechnung lagen damals für Deutschland günstiger als früher oder später. Mußte es zum Kriege kommen, so war dies der geeignetste Augenblick. Aber wie vor zwanzig Jahren in der Luxemburger Frage entschied Bismarck sich auch jetzt für den Frieden. Was ihn dazu bewog, wird kaum jemals mit voller Sicherheit zu erfahren sein. Der Gründe können viele gewesen sein. Keinesfalls aber bezogen sich die Erwägungen des Für und Wider auf Frankreich. Daß dieses nicht würde angegriffen werden, stand unbedingt fest, weil für das Deutsche Reich im Westen jedes Kriegsziel fehlte. Darüber hat Bismarck sich wiederholt und deutlich ausgesprochen. Eroberungen gab es dort nicht zu machen, und den Gegner zu vernichten war unmöglich. Deutschland hatte sogar, wie Bismarck in einer seiner lichtvollsten Äußerungen ausführte, ein Interesse daran, daß Frankreich als Großmacht erhalten bleibe, um gegebenenfalls als Gegengewicht gegen England zu dienen. Kam es trotzdem durch französischen Angriff zum Kriege, und siegte Deutschland, so gedachte Bismarck den geschlagenen Gegner ebenso schonend zu behandeln wie 1866 Österreich. Die furchtbare Drohung, die er im Reichstag aussprach, der nächste Krieg werde von beiden Seiten bis zum Weißbluten geführt werden, drückte seine wahre Meinung nicht aus. Er hatte die Wendung, wie er ausdrücklich gesteht, nur gebraucht, um vom Kriege abzuschrecken.

Vom Standpunkt unserer Tage aus möchte man bedauern, daß es damals nicht zum Krieg gekommen ist; er hätte nach menschlichem Ermessen der letzte deutsch-französische und die Einleitung zu bleibender Versöhnung werden können. Auch Bismarck würde seine Abneigung gegen den Vorbeugungskrieg am Ende wohl überwunden haben, hätte er ahnen können, daß er und auch sein Sohn, der Erbe seiner Staatsweisheit, der einzige, der seine letzten Gedanken

kannte, schon nach drei Jahren nicht mehr im Amte sein würden. Aber mit dem eigenen Sturz oder Tod rechnet kein Herrscher und kein Staatsmann so fest, daß er danach seine Entschlüsse einrichtete. Bismarck hatte seine Politik auf lange Sicht angelegt, und daß sie so bald verlassen werden könnte, zog er nicht in Betracht. Darum begnügte er sich, die förmliche Allianz zwischen Frankreich und Rußland einstweilen hintanzuhalten, indem er im vielberufenen „Vertrag mit doppeltem Boden“ (18. Juni 1887) das Versprechen der russischen Neutralität bei einem französischen Angriff auf Deutschland durch Preisgabe von Bulgarien und Konstantinopel erkaufte. Mehr bedurfte es vorläufig nicht, da ein Krieg mit Frankreich nur entstehen konnte, wenn Frankreich angriff. Wie wenig damit — auch nach Bismarcks Ansicht — die Zukunft gesichert war, zeigt die gewaltig verstärkte Rüstung, die er dem Deutschen Reich durch das Wehrgesetz vom Februar 1888 geben ließ. Schon die Thronrede hatte die ernste Losung ausgegeben: „In der Verteidigung unserer Unabhängigkeit wollen wir mit Gottes Hilfe so stark werden, daß wir jeder Gefahr ruhig entgegensehen können.“ In der großen Rede vom 6. Februar unterstrich Bismarck diesen Gedanken: Deutschland muß unter Umständen stark genug sein, daß es auch gegenüber einer feindlichen Koalition jeder Eventualität mit Ruhe entgegensehen kann.

Die Worte beweisen, daß er selbst, wenn er auch die augenblickliche Lage möglichst günstig zu schildern suchte, die Gefahr doch nicht unterschätzte, in der Deutschland sich befand. Wer zwischen 1888 und 1871 einen Vergleich zog, konnte nicht leugnen, daß die äußere Lage des Reiches in diesen ersten siebzehn Jahren seines Bestehens schwieriger geworden war. Die Ursache lag ohne Zweifel hauptsächlich im Scheitern der Aussöhnung mit Frankreich. Aber Bismarck — wir sagten es schon — trieb Politik auf lange Sicht. Was im ersten halben Menschenalter mißlungen war, konnte im zweiten und dritten glücken. An diesem Glauben hielt er fest. Mitten in der Boulangerkrise hat er die Worte niedergeschrieben: „Es ist sehr gut denkbar, daß unsere Beziehungen zu Frankreich

in kurzer Zeit noch intimer werden, als sie selbst zur Zeit des Herrn Ferry waren.“ Eben arbeitete er in aller Stille daran, mit England zu engerem Einvernehmen und womöglich zu festem Bündnis zu gelangen. Glückte das, so war Deutschland imstande, entweder ein feindliches Frankreich dauernd in Schach zu halten oder vielleicht das freundschaftliche Verhältnis zu beiden Westmächten wiederherzustellen, das zwischen 1878 und 1885 bestanden hatte. Für das weitere mußte die Zeit sorgen.

*

Die große Rede vom 6. Februar 1888 ist Bismarcks politischer Schwanengesang gewesen. Nur wenige Wochen über zwei Jahre vergingen, und er war ein Privatmann, der auf das Schicksal seines Landes keinen Einfluß hatte. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu zeigen, in wie kurzer Zeit die schwierige, aber doch auch aussichtsreiche Lage, die er hinterlassen, unter den Händen seiner Epigonen sich zum Schaden Deutschlands verschob. Die Caprivi und Marschall, Hohenlohe, Bülow und Holstein besaßen nichts von der Kunst des Meisters, den sie beerbten; ob sie seine Gedanken überhaupt verstanden, darf man bezweifeln. Darum verfehlten sie das Ziel auch da, wo sie seinen Spuren zu folgen glaubten.

Das betrifft in erster Linie das Verhältnis zu Frankreich. Noch fünfzehn weitere Jahre hat die deutsche Politik an dem Bestreben festgehalten, durch korrekte Haltung und handgreifliche Beweise wohlwollenden Entgegenkommens den Franzosen das Vergessen zu erleichtern und einer künftigen engeren Verbindung vorzuarbeiten. Insbesondere Kaiser Wilhelm II. ist dem Gedanken der Aussöhnung mit Frankreich mit einer ihm sonst fremden Folgerichtigkeit treugeblieben und hat ihm Ausdruck gegeben in Formen, die vielen mitunter zu weit gingen. Einsichtige Franzosen haben das anerkannt und, wie der zum Botschafter in Rom aufgestiegene Barrère noch im Frühjahr 1905 bezeugte, „mit Dank festgestellt, daß Deutschland, wenn auch nicht immer mit Wor-

ten, so doch stets mit Taten seine unbedingte Friedensliebe und seinen Willen, mit Frankreich im Frieden zu leben, bewiesen habe“. Auch die halbamtliche französische Darstellung der Vorgeschichte des Weltkrieges kann hier nicht umhin zuzugeben, daß Deutschland in der Zeit zwischen 1871 und 1904 zwar beständig sich zum Kriege bereitgehalten (hat die Gegenseite das etwa nicht getan?), aber nie an einen Angriff auf Frankreich, immer nur an Verteidigung gedacht hat.

Indes wie früher, so war auch jetzt alle Liebesmüh verloren. Wohl gab es in Frankreich Leute, die die Vorteile einer Verständigung mit Deutschland einsahen. Die Neigung dazu stieg, je mehr die weit ausgreifende französische Kolonialpolitik der 90er Jahre in Gegensatz zu England geriet. Als Frankreich im Herbst 1898 nach dem Zusammenstoß in Fashoda vor einer englischen Kriegsdrohung den Rückzug hatte antreten müssen, schien es fast, als sollte die wiedererwachte jahrhundertalte Erbfeindschaft gegen England über die junge „R revanche“ gegen Deutschland siegen. Offen sprach man damals in Paris davon, 1870 und Elsaß-Lothringen hätten für die junge Generation nur noch geschichtliches Interesse, und früher oder später werde diese Frage verjährt sein. Delcassé, seit kurzem Minister des Äußern, erklärte sich gegenüber einem deutschen Unterredner sogar bereit, ein Abkommen mit Deutschland jeden Augenblick vor der Kammer zu vertreten; und der Botschafter in Berlin berichtete nach einem Gespräch mit dem Kaiser: „Es wäre nicht schwer zu einer Verständigung zu kommen, ohne daß unsere nationale Würde ein Haar dabei verlöre.“

Zur Verständigung ist es gleichwohl niemals gekommen. Ob die deutsche Diplomatie dabei immer eine glückliche Hand bewiesen hat, brauchen wir nicht zu fragen. Die entscheidende Ursache, warum man sich nicht einmal so nahekam wie in den 80er Jahren, lag bei Frankreich: sein Bedürfnis nach Anlehnung an Deutschland war sehr viel geringer geworden, seit es an Rußland eine feste Stütze gewonnen hatte.

Die erste Handlung der Nachfolger Bismarcks war gewesen,

den Geheimvertrag mit Rußland, der dicht vor seiner Erneuerung stand, fallen zu lassen. Die Antwort war der Abschluß des Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich (August 1891). Die Wirkung in der französischen Öffentlichkeit war ein jähes Aufflammen der „Revanche“. Wer nur auf die Äußerungen der Volksstimmung hörte, die bei Flottenbesuchen und ähnlichen Verbrüderungsfesten laut wurde, der konnte meinen, man stehe unmittelbar vor dem Kriege. Einsichtige französische Politiker haben es wohl niemals so angesehen. Sie wußten, daß es nicht von Frankreich abhing, wann der ersehnte Augenblick der Tat eintrat, und sie konnten warten. Das besagte die Wendung, mit der man das Geschehene zu kennzeichnen liebte: Frankreich hat seinen Rang wieder eingenommen.

Die deutschen Staatsmänner, die es dazu hatten kommen lassen, haben die Tragweite des Ereignisses nicht erkannt, sie haben namentlich nicht gesehen, wie sehr dadurch ihrer Politik der Verständigung mit Frankreich der Boden entzogen war. Sie gefielen sich darin, das Bündnis der Nachbarn erst zu leugnen, dann für ungefährlich zu erklären. In militärischer Hinsicht mochte das richtig sein. Auch einem gleichzeitigen Angriff von Osten und Westen war das Deutsche Reich im Bunde mit Österreich und Italien einstweilen wohl gewachsen. Politisch aber war die Gefahr umso größer: Deutschland hatte die Freiheit der Bewegung verloren, es war an seine Bundesgenossen gefesselt und vom Wohlwollen Englands abhängig geworden. Alle Versuche, dieser Zwangslage durch Anschluß an den russisch-französischen Bund sich zu entwinden, waren angesichts des französischen Widerstands vergeblich. Nur mit Widerstreben ließ Frankreich es sich gefallen, im chinesisch-japanischen Kriege 1894 gemeinsam mit Deutschland und Rußland einzuschreiten. Ein Versuch, der von Rußland ausging, während des Burenkrieges (1899) eine gemeinsame Front zu dreien gegen England zu bilden, ebenso der von Spanien betriebene Zusammenschluß aller festländischen Mächte scheiterte an der Weigerung Frankreichs, den Besitzstand des Deutschen Reiches anzuerkennen. Sogar zu einer bloßen Höf-

lichkeit, wie der Teilnahme an der Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals (1895), entschloß sich die französische Regierung erst auf ausdrücklichen Wunsch des Zaren. Auch die Enttäuschung, die weiter Kreise mit der Zeit sich bemächtigte, als das russische Bündnis immer weniger die erhoffte Frucht zu tragen schien und der große Augenblick niemals kommen wollte, änderte nichts an der Stimmung gegen Deutschland. Noch im Jahre 1905 hat der französische Widerspruch den Zaren genötigt, von dem schon unterzeichneten Bündnis mit dem Deutschen Reich zurückzutreten. Oberster Grundsatz französischer Politik war und blieb, Deutschland als den Feind zu betrachten, mit dem man nur im Zustand des unbefristeten Waffenstillstands lebte.

Daß die Männer, die Deutschlands Geschicke lenkten, in dieser Lage es auf sich nahmen, auch die Beziehungen zu England aufs Spiel zu setzen, erscheint, je mehr man die Entwicklung im großen übersieht, umso unbegreiflicher. Wie und warum das Verhältnis zu England seit Mitte der 90er Jahre sich getrübt hatte, gehört ebensowenig in den Zusammenhang unserer Darstellung wie die Geschichte der verunglückten deutsch-englischen Bündnisversuche um die Wende des Jahrhunderts. Seitdem bestand zwischen England und dem Deutschen Reich eine Spannung, die sich zu offener Gegnerschaft entwickelte, je mehr die deutsche Kriegsflotte in den Augen der Engländer zu bedrohlicher Stärke heranwuchs.

Vom persönlichen Standpunkt hängt es ab, ob man es als Verdienst oder als Schuld der französischen Staatsmänner ansehen will, die verlockenden Vorteile, die diese Lage für Frankreich bot, in einer Weise ausgenutzt zu haben, die allerdings ihr Land durch eine ungeheure Blutlache an das Ziel seiner Wünsche geführt, Europa aber zugrunde gerichtet und aus der Herrschaft über den Erdball herabgestürzt hat.